Irene Vallejo

Wein und Küsse

200 Ideen aus der Antike

Aus dem Spanischen von
Kristin Lohmann

Diogenes

Sämliche Kolumnen sind in den Zeitschriften
Heraldo de Aragón und *El País* erschienen
EL FUTURO RECORDADO © Irene Vallejo Moreu, 2020
ALGUIEN HABLÓ DE NOSOTROS © Irene Vallejo Moreu, 2017
Published in agreement with Casanovas & Lynch Literary Agency
›Manifest für das Lesen‹ ist im Auftrag des
spanischen Verlegerverbands, Federación de Gremios
de Editores de España, entstanden
Covermotiv: Design by Diogenes Verlag unter Verwendung
einer Illustration von Ohara Kosons/Shutterstock
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2021–2025 unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2025
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
truepages UG (haftungsbeschränkt)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
80/25/44/1
ISBN 978 3 257 07360 7

Aller Anfang

Wie schwer ist doch aller Anfang! Gerade frisch auf der Welt, verlangen uns die nichtigsten Dinge die größte Anstrengung ab. Wie oft wirft uns das Kinderfahrrad ab, bevor wir es endlich beherrschen. Wie starr sind unsere schüchternen Gesten und Worte, wenn wir uns zum ersten Mal verlieben und nicht einmal den Mut aufbringen, uns der oder dem Begehrten auch nur ein kleines Stück anzunähern. Und als welch unbezwingbares Gebirge erscheinen uns die nichtigsten Aufgaben bei jeder neuen Arbeitsstelle.

Anfänge sind das Schlachtfeld von Ungeschick und Angst – aber auch die Sphäre, in der der Lebensdrang besonders kraftvoll zum Ausdruck kommt. Dem römischen Dichter Horaz war das sehr bewusst, musste er doch sein Leben von Grund auf neu aufbauen. Sein als Sklave geborener Vater hatte hart gearbeitet, um ihm eine solide Bildung zu ermöglichen. Das Studium, in das der Vater große Hoffnung setzte, führte Horaz schließlich von Rom nach Athen. Dort holten den vielversprechenden jungen Mann jedoch die Wirren der Geschichte ein, und seine Träume verpufften. Er lernte Brutus kennen, Cäsars Mörder, und entschied aus einer Anwandlung heraus, sich dessen Truppen anzuschließen. Der Krieg endete in einer katastrophalen Nie-

derlage. Als Horaz gebrandmarkt als Verlierer nach Rom zurückkehrte, war sein Vermögen beschlagnahmt. Mit gestutzten Flügeln und gedemütigt rang er schwer mit dem schmerzhaften Gefühl des Scheiterns und den Geistern der Zurückweisung – wer hat dich gesehen, wer sieht dich – und wurde schließlich zum gefeierten Dichter. Die ersten Schritte sind immer die schwierigsten, das hatte Horaz auf seinem Weg begriffen. Seine Erfahrungen fasste er in einem hoffnungsvollen Vers zusammen: »Frisch gewagt ist halb gewonnen.«

Schule der Muße

Nie werde ich meinen ersten Schultag vergessen. Auf dem Weg dorthin nahm mich meine geliebte Tante Maria an die Hand und meinte: »Ab jetzt wirst du jeden Tag zur Schule gehen – ob es regnet oder schneit, ob du frierst oder dir der Wind um die Ohren pfeift.« Ich stellte mir vor, wie ich Stürmen und Orkanen trotzte. Und ich bekam Angst. Ihre Stimme klang hart, so wie die meiner Eltern, wenn sie sagten »Ich muss arbeiten«, was bedeutete, dass wir nicht zusammen spielen würden. Die Schule war Pflicht, und Hausaufgaben gab es auch noch.

Jahre später stellte ich überrascht fest, dass das Wort *Schule* von *skholé* abstammt, dem griechischen Wort für Muße. Studierzeiten dienten in den Augen der Griechen der Erholung – im Gegensatz zur Arbeit, die einen in den Dienst eines Herren oder des Geldes stellt. Aristoteles schrieb: »Die Glückseligkeit scheint (…) in der Muße zu

bestehen«, soll heißen: in Bildung und Kultur. Auch der Philosoph Sokrates war ein großer Müßiggänger. Er wandelte über die Agora, streifte durch die Straßen und versuchte, die Athener davon zu überzeugen, die Arbeit ruhen zu lassen und sich stattdessen dem Gespräch hinzugeben. Damit verkörperte er ein antikes Ideal: nämlich die freie Zeit der Freundschaft, dem Dialog zwischen Lehrer und Schülern und dem intellektuellen Gespräch zu widmen. Waren die Grundbedürfnisse des Lebens gedeckt, bestand die nächste soziale Stufe der Antike im Lernen und Wissen. Und so zeigen uns die Griechen, dass die Schule zwar Pflicht ist, uns aber auch befreit.

Platonische Liebe

Herumzufantasieren und das Unerreichbare herbeizusehnen sind feste Bestandteile der Liebe. Beschränkt sie sich auf diese beiden Ingredienzien, sprechen wir von einer besonderen Art der Liebe, nämlich der platonischen. Dabei hat Platon sich nie mit der unerwiderten oder unmöglichen Liebe beschäftigt, die als Ideal die Zeit überdauert. Stattdessen erklärt der Philosoph das Verliebtsein wie folgt:

Alles beginnt im »Gefilde der Wahrheit«, das weit hinter unserem Himmel liegt. Dort drehen die Götter auf perfekt kreisförmigen Bahnen ihre Runden, gefolgt von einer Prozession körperloser, geflügelter Seelen, die sich jeweils auf von zwei Pferden gezogenen Wagen fortbewegen. Während die Götter in einträchtiger Harmonie dahingleiten, legen die Seelen ein unverwechselbar menschliches Verhalten an

den Tag: Sie versuchen einander zu überholen, ihre Wagen rumpeln aneinander, sie taumeln, und manche fallen dabei mit gebrochenen Flügeln auf die Erde. Dort werden sie von einem Körper umfangen und als Kinder ohne Erinnerung geboren. Früher oder später begegnet jeder von ihnen einem Menschen, der ihn überwältigt und an die strahlende Welt erinnert, aus der die Seele ursprünglich stammt. Bei diesem herrlichen Anblick auf Erden spürt der Liebende eine warme Kraft in sich aufsteigen: Die Stummel seiner Seele kribbeln, die Überreste seiner Flügel sind in Aufruhr, weil sie wieder wachsen wollen. Genau wie zuvor bei der Fahrt im himmlischen Wagen ziehen zwei Pferde an der Seele. Ein schwarzes, das sich – beflügelt von der erotischen Faszination – losreißen will und ein weißes, gefügiges, das im Angesicht des Geliebten erzittert. Das Temperament dieser beiden Pferde ist verantwortlich für unseren inneren Kampf zwischen Trieb und Scheu, zwischen der Dringlichkeit der Begierde und dem lähmenden Abwarten. In genau diesem komplizierten Kräfteverhältnis besteht für Platon die Liebe.

Gegenpole

Die Welt gibt sich vor allem deshalb so wunderlich und wirr, weil wir Menschen so widersprüchlich sind. Wir wissen genau, was uns guttut, und stolpern doch von einer Dummheit in die nächste. Wir propagieren Ehrlichkeit und lügen. Wir sind großzügig gegenüber den einen, aber nicht gegenüber anderen, die es viel nötiger hätten. Wir streben

ein freies Leben an und sind doch davon besessen, uns einer Gruppe zugehörig zu fühlen. Manche Dinge durchdringen wir mit scharfem Blick, andere sind uns völlig gleichgültig. Wir sind einfach zu komplex, als dass das Leben in vorhersehbaren Bahnen verlaufen könnte, und so suchen wir im Angesicht dieser permanenten Ungewissheit unseren Seelenfrieden schnell in undifferenzierten Pauschalaussagen. Manichäische Abhandlungen versuchen Sicherheit zu vermitteln, indem sie die Wirklichkeit in zwei Kategorien einteilen. Gehörst du nicht zu der einen, bist du zwangsläufig der anderen zuzuordnen. Gut oder böse, Wahrheit oder Lüge, Zivilisation oder Barbarei, Erfolg oder Scheitern, für oder gegen mich.

Der Begriff des Manichäismus geht auf eine Religion der Spätantike zurück, die Elemente der christlichen Lehre, des Buddhismus und des Zarathustrismus enthielt. Ihre Glaubenssätze wurden dem Religionsstifter Mani offenbart. Manis Glaube gründete sich auf dem ewigen Kampf zweier entgegengesetzter Prinzipien: des Guten, verkörpert durch das Licht, und des Bösen, für das symbolisch die Finsternis steht. Augustinus, selbst fast zehn Jahre lang Manichäer, beschreibt in seinen *Bekenntnissen* die Anziehungskraft einer derart vereinfachten Sichtweise von Konflikten. Auch heute bedient sich Propagandasprache nicht selten einer platten Polarisierung, um simple Lösungen zu versprechen und Anhänger zu gewinnen. Dabei werden auch die Lehren Manis zu Manipulationszwecken eingesetzt.

Ein Verbrechen liegt in der Luft

Kriminalfilme und -romane sind häufig im dunklen Universum des Verbrechens angesiedelt, um eine höchst beunruhigende Umgebung zu erkunden: die Schattenseite unserer Träume, deren Zwielicht die nebulöse Komplexität des Menschen heraufbeschwört und blinde Leidenschaften hervorbringt, Verbrechen und Verhängnis, die verborgene Welt, die unter der vermeintlichen Beschaulichkeit des Alltäglichen liegt.

Die erste Kriminalgeschichte wurde im antiken Griechenland verfasst. Der Protagonist, Ödipus, ermittelt im Todesfall des Königs von Theben, der Jahre zuvor unter mysteriösen Umständen ums Leben kam. Bei der Befragung der Zeugen kommt ihm der Verdacht, dass diese ein düsteres Geheimnis bergen. Ödipus ist genauso sturköpfig, gewalttätig, scharfsinnig und heimatlos wie die Detektive Spade und Marlowe. Er weiß, da er direkt nach der Geburt ausgesetzt wurde, nichts über seine Herkunft, und als man ihn drängt, die Nachforschungen einzustellen – noch heute typisch für das Genre –, macht er unbeirrt weiter, stemmt sich gegen Wind und Gezeiten, kämpft sich durch das Labyrinth aus Hinweisen und Andeutungen, bis er schließlich auf eine Wahrheit stößt, die er lieber nicht erfahren hätte. Der König nämlich starb bei einer abwegigen Auseinandersetzung an einer Kreuzung. Nach und nach verdichtet sich in Ödipus die Erinnerung an einen tragischen, wirren Streit, vor dem er schließlich geflohen war, nachdem er einen Unbekannten niedergeschlagen hatte. In einer meisterhaften

finalen Wendung entdeckt er, wer seine wahren Eltern sind, und ergründet die verstörende Identität seiner Ehefrau. Die Auflösung dieses ersten *Noirs* ist noch heute verstörend: Ödipus ist Detektiv und Mörder zugleich.

Blinder Neid

Wie oft verpufft doch die Zufriedenheit mit dem, was wir haben, sobald wir erfahren, dass ein anderer etwas Besseres hat. Neid sei der schlimmste Feind der Wohlhabenden, meinte der Philosoph Epiktet – er speise sich aus dem Kummer über all die Dinge, die uns nicht gehören, und das seien nun mal die allermeisten. Das Seltsamste am Neid (lateinisch: *invidere,* »feindselig blicken«, »missgönnen«) aber ist, dass er stets auf die Menschen gerichtet ist, die uns nahe sind, die wir persönlich kennen. Neid ist also eine Art intime Form der Feindseligkeit. Wir beneiden niemanden um ein Vermögen, das ohnehin unerreichbar ist. Wir beneiden also nicht den Millionär in der Ferne, sondern den Nachbarn in unserer Straße, der ein bisschen luxuriöser lebt oder ein bisschen mehr Glück hat im Leben als wir selbst. Daher kann auch der bescheidenste Erfolg Neid hervorrufen und ist damit fatal für jede Form von Verdienst oder Leistung: Er schadet demjenigen, der unter ihm leidet, und kann tödlich sein für den Verursacher. Neid fordert damit stets zwei Opfer; Nutznießer gibt es keinen.

In einer Erzählung aus dem Orient geht es um einen König, der zwei gleichrangige Minister ernennt. Der eine beneidet den anderen mit Inbrunst: um dessen Erfolge, seinen

allmählichen Aufstieg in der Amtshierarchie, seine vielversprechende Zukunft. Als der König den aufkeimenden Hass bemerkt, will er dem Neider eine Lektion erteilen; er will ihm beweisen, dass das Glück des einen keinerlei Schaden für den anderen mit sich bringt, denn auch der Mond könne seinen schimmernden Glanz auf Tausende Wellen zugleich werfen. »Mein treuer Diener«, sagt er, »ich will dich belohnen. Verlange, was immer du möchtest – du sollst jedoch wissen, dass ich meinem anderen Minister stets das Doppelte geben werde.« Daraufhin beschließt der Neider in seiner Verbitterung über das vermeintlich größere Glück des anderen, diesem doppeltes Unheil widerfahren zu lassen, und erwidert: »Mein Herr, dann wünsche ich, dass Ihr mir ein Auge nehmt.«

Machttrunken

Wir wählen unsere Regierenden, damit sie die Welt verändern, doch am Ende sind es häufig sie selbst, die sich verändern. Dieser Wandel von Politikerinnen und Politikern ist auf ihren Erfolg und die Bauchpinselei durch ihren innersten Kreis zurückzuführen und gilt als Berufskrankheit. Ein britischer Neurologe und ehemaliger Minister hat die Symptome dieser Erkrankung wie folgt aufgezählt: zunehmende Realitätsferne, ein Übermaß an Selbstvertrauen, messianischer Sprachgebrauch und die feste Überzeugung, sich auf dem Pfad der Wahrheit zu befinden und sich keinesfalls vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, sondern allein vor dem Lauf der Geschichte.

Im klinischen Fachjargon spricht man vom »Hybris-Syndrom«. Der griechische Begriff *Hybris* bedeutet »Hochmut« und »Vermessenheit«. Er steht für einen rücksichtslosen Rausch, der von Ate, der Göttin der Verblendung, angefacht wurde und Helden und Mächtige dazu brachte, ihre Mitmenschen zu unterjochen. Die Folgen dieses Rauschs waren katastrophal und wurden von der Göttin Nemesis geahndet. Ihre Aufgabe war es, die Geschädigten zu rächen und so das Gleichgewicht wiederherzustellen. In der griechischen Tragödie wird dieser Teufelskreis aus Macht, Stolz, Verblendung, fatalem Irrtum und Untergang vielfach geschildert. Der Geisteshaltung der Antike zufolge gelingt es nur durch die intellektuelle Tugend der Klugheit, das eigene Handeln an die komplexen Gegebenheiten der Welt anzupassen. Machthaber werden ab dem Moment gefährlich, würden die Menschen der Antike sagen, ab dem sie Angst haben, einen Fehler einzugestehen.

Lob dem Geheimen

Wir leben in einem Zeitalter leidenschaftlicher Selbstdarstellung. Analysen zufolge teilt die Menschheit täglich eine Million Selfies im Netz. Manche setzen sogar ihr Leben aufs Spiel, um die eigenen Erlebnisse zur Sensation zu machen. Die tödlichen Unfälle bei dem Versuch, am Rande einer Klippe, auf dem Dach eines Wolkenkratzers oder am Abgrund über der steilen Felswand ein möglichst spektakuläres Selbstporträt zu knipsen, mehren sich. Derselbe Hunger nach Aufmerksamkeit manifestiert sich in der Ich-Form

von Blogs, in den sozialen Netzwerken oder der Häufung von Realityshows im Fernsehen. Begriffe wie *Intimität, Zurückhaltung* oder *Diskretion* hören sich inmitten dieses überbordenden Rauschs rückständig und feige an; viel lieber applaudieren wir der vermeintlichen Courage derer, die sich möglichst hemmungslos zur Schau stellen.

Im Gegensatz zu solch verblendeten Ruhmsuchenden zog es der griechische Philosoph Krates von Theben vor, auf seine angesehene soziale Stellung zu verzichten und seine Reichtümer zu verteilen, um fortan ein einfaches Leben mit nicht mehr als dem Nötigsten zu führen. Seine Entdeckung bestand darin, dass er, wenn er nur den Blick von sich selbst abwandte, zurück zu seiner inneren Freiheit und der Kühnheit des Denkens fand. Einmal nannte er die Armut und die Anonymität seine Heimat. Für den antiken Dissidenten waren die geistige Fruchtbarkeit des Geheimen und die Rebellion gegen den Exhibitionismus Formen des Widerstands – und das gilt in unserer von Narzissmus und Ungeduld geprägten Gesellschaft des *Ich* und des *Immergleich-sofort* vielleicht mehr denn je.

Höhenflug

Beim Anblick der Vögel, wie sie zum Flug ansetzen, wie sie flatternd mit den Flügeln schlagen und auf Luftströmungen dahingleiten, haben wir oft das Gefühl, sie seien viel freiere Geschöpfe als wir selbst. Sie rufen in uns das Verlangen nach einem einfachen Leben wach, die Sehnsucht nach den Lüften.

Vielleicht brachte der Grieche Aristophanes ja deshalb seine Zeitgenossen mit einer Komödie zum Lachen, in der zwei Abenteurer, die nicht mehr weiter Schulden anhäufen und kurz vor dem Bankrott stehen wollten, beschließen, eine Stadt hoch oben in den Lüften zu gründen, um endlich allen Verpflichtungen, Steuern und Rechtsstreitigkeiten zu entkommen und fortan glücklich wie die Vögel zu leben. Wiedehopf und Nachtigall überreichen ihren menschlichen Verbündeten die Wurzel einer magischen Pflanze, durch deren Kraft sie fliegen können: »Flügel zu besitzen – kennt ihr, sagt es selbst, ein schöner Glück?!« Tatsächlich lebt es sich wunderbar einfach in diesem sogenannten »Wolkenkuckucksheim«. Dann aber werden sich unsere Helden ihrer neuen Macht bewusst: Durch ihre neue Stellung im Himmel können sie die Götter nämlich auf ihrem Wandel entlang der Sternenpfade beeinflussen. Unseren irdischen Fluglotsen gleich, wollen die beiden fortan ihre eigenen Bedingungen durchsetzen, was die Götter in höchste Alarmbereitschaft versetzt; der Ausnahmezustand wird ausgerufen, und man tritt zwangsläufig in Verhandlung mit den neuen Herrschern der Lüfte. In der Folge macht die Hauptfigur ein Vermögen und heiratet die Göttin Basileia, ihres Zeichens die Personifikation des Königtums.

Aristophanes erzählt uns hier eine Fabel über die Flucht vor der erdrückenden Realität in eine neue Gemeinschaft, von der kurzerhand alles Belastende ferngehalten wird. Der Ehrgeiz aber macht auch vor der besten aller möglichen Welten nicht Halt. Und so zeigt uns die tückische Auflösung, dass selbst in Luftschlössern noch Machtkämpfe herrschen.

Unerkanntes Glück

Erkennen wir wirklich nur den Wert dessen, was wir einst besaßen und das wir haben ziehen lassen? Sind wirklich all unsere Paradiese verlorene Paradiese? Bevor es in all seiner Fülle schon wieder vorüber ist, kann wohl kaum jemand mit Gewissheit sagen, worin es eigentlich bestanden hat, das Glück. Wie häufig erkennen wir es erst im Nachhinein, ohne es wirklich wahrgenommen zu haben, solange es währte. Schweift die Erinnerung in die Vergangenheit, wird uns bewusst, dass wir die grünsten Oasen schon hinter uns gelassen haben, ohne innezuhalten oder sie überhaupt zu bemerken. Deshalb verkaufte auch Goethes Faust einst dem Teufel seine Seele, im Tausch gegen einen Moment, zu dem er sagen konnte: »Verweile doch, du bist so schön!« Es ging nicht nur um das Glück selbst, sondern darum, dieses Glück noch im selben Augenblick zu erkennen.

Zur Korrektur dieser vorübergehenden Blindheit empfahl Schopenhauer, wir sollten unser Glück betrachten, als würde es uns jemand nehmen wollen. »Stattdessen sollten wir öfter fragen: ›Wie, wenn das *nicht* mein wäre?‹« Viele Jahrhunderte zuvor meinten die griechischen Philosophen, Glück ließe sich üben und erlernen – verstanden sie es doch als jene Form der Aufmerksamkeit, die die Freude des Augenblicks einfängt und verdeutlicht. Um dies zu erreichen, schlugen sie ein ganz ähnliches Verfahren vor: Stell dir vor, du hast rein gar nichts; dann zähle nach Wichtigkeit geordnet auf, was du gerne hättest, und überlege, was davon du bereits besitzt. Es geht also darum, uns das, was wir haben,

mindestens genauso bewusst zu machen wie das, was uns fehlt. Denn einfach nur glücklich sein genügt nicht – man muss sich seines Glückes auch gewahr sein: Glück mit Leichtigkeit erkennen – das ist es.